

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Dagmar Leupold
Federgewicht

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ALS ARPAD JANOS NACH ZEHN WOCHEN aus dem Koma erwachte, sprach er in vollständigen Sätzen. Janos war Ungar, Deutsch demnach nicht einmal seine Muttersprache. Einziger Hinweis darauf in seiner Aussprache des Deutschen war ein kräftig gerolltes »r« gewesen und gelegentlich die falsche Betonung der ersten Silbe: Kårtoffel hatte er beispielsweise immer gesagt. Wunderbarerweise war nun der Akzent verschwunden, der Schlaganfall schien auch die Stelle im Hirn getroffen zu haben, wo fehlerhafte Aussprache ihren Ursprung nimmt. »Eine aufwendige Korrektur kultureller Eigenart«, pflegte Janos zu spotten, kaum daß er wieder spotten konnte.

Sein erster Satz war bemerkenswert und hatte die diensthabende Nachtschwester einen Schritt zurücktreten lassen. Er sagte mit hoher, kräftiger Stimme:

»Erst die geteilte Lust an Wundern läßt diese geschehen.«

Sein halbgelähmtes Gesicht verzog sich zu einem lautlosen Lachen, und die Nachtschwester legte ihren Finger auf den Rufknopf an der Tür, als müsse sie sich für einen Notfall rüsten. Ihr Patient schien zu verstehen

und glättete seine Gesichtsmuskeln, bis sein Ausdruck wieder die reglose Starre des Komas angenommen hatte.

Wie es zu dem Schlaganfall gekommen war, ließ sich nur schwer rekonstruieren, weil Arpad Janos allein lebte: eine fast spurenlose Existenz, wie sich herausstellte.

Man fand ihn über das Steuer seines Wagens gesunken, auf der Standspur einer befahrenen Autobahn und mit eingeschalteter Warnblinkanlage, was darauf schließen ließ, daß er noch in den letzten Sekunden vor dem Schlaganfall klar dachte.

Die Schwestern stellten mit Verwunderung fest, daß jedes Kleidungsstück, das er am Tag der Einlieferung getragen hatte, Unterwäsche eingeschlossen, mit seinen aufgenähten Initialen versehen war. *Ajot* nannten sie den Komatösen deshalb unter sich.

An einem stürmischen Herbsttag öffnete er die Augen. Die taghelle Beleuchtung der Noteinfahrt, über der sein Zimmer lag, machte aus den im Wind sich biegender und ächzenden Bäumen ein gespenstisches Schauspiel.

»Ich versteh euch nicht«, rief *Ajot* den wild gestikulierenden Ästen zu; dann, an die Schwester gewandt: »Gott fliegt.«

Sie war einiges gewöhnt, und die Müdigkeit tat das Ihrige, daher zuckte sie nur resigniert mit den Schultern und strich sacht über seine Bettdecke. »Warum nicht?« sagte sie und überprüfte die Infusionen. »Er schreibt auch«, fügte sie hinzu und deutete auf die grün leuchtende Schrift der Computeranzeige am Tropf. *Ajot* nickte entzückt mit dem Kopf: »Ein wunderbarer Planet.«

Er schloß die Augen, erschöpft von seiner wiedergekehrten Beredsamkeit. Die Schwester löschte das Licht, an der Tür drehte sie sich noch einmal um, denn sie wollte sicher sein, daß ihr nicht ein zweites Wunder, wie zum Beispiel das Zurückbilden aller Lähmungen, entging. Es hätte sie nicht erstaunt, wenn Ajot aufgesprungen wäre, ihr die Tür aufzuhalten. Aber er schlief.

Am nächsten Morgen schien es zunächst, als habe er seine kaum wiedergefundene Sprache ein zweites Mal verloren. Er war apathisch, stumm und feindselig. Eine Schwester, die kam, um sein Bett zu richten, hatte durch den Nachtdienst von dem Wunder erfahren und sagte mit der dem Pflegepersonal eigenen, übertriebenen Euphorie: »Jetzt geht es aufwärts, Herr Janos! Sie werden sehen, Weihnachten können Sie sich schon selber den Gänsebraten in die Röhre schieben!« Sie dachte, daß alle Ungarn eine Weihnachtsgans äßen und daß die Erwähnung derselben ihm guttun würde. Doch Ajot warf ihr einen Blick zu, so verächtlich, als hielte er sie selbst für eine. Sie klingelte nach einem Pfleger, um Ajot aus dem Bett zu heben. Vom langen Liegen hatten sich trotz regelmäßiger Vorsorge an seinem Rücken und an den Fersen wunde Stellen gebildet, die er jetzt zum ersten Mal schmerzhaft spürte. Mit der Schmerzempfindung kehrte seine am Abend zuvor so furios ausgebrochene Vitalität zurück: »Ein rosa Alpenveilchen möchte ich auf der Fensterbank«, befahl er und fügte hinzu (vielleicht weil er sah, daß seine Aufforderung gleichmütig aufgenommen wurde): »für Rosa.«

Er wurde vorsichtig in einen mit Schaumgummi ausgelegten Rollstuhl gesetzt. Er saß, schwächig und schief

wegen der linksseitig stärker ausgeprägten Lähmung, wie ein zu früh flügge gewordener Vogel und wiederholte mit Nachdruck: »Rosa.« Der Pfleger, der flink und ohne eine überflüssige Bewegung Betttücher auswechselte, straff zog, glattstrich und sich dabei mit seiner Kollegin unterhielt, fragte, reichlich nebenher: »Welche Rosa?« Und ohne Ajots Erklärung abzuwarten, fuhr er in seiner Unterhaltung fort. Vor Empörung überschlug sich Ajots zarte Stimme und wurde schrill: »Rosa! Rosa! Deren Däumling du nicht wert bist, nicht mal ihre Schuhe dürftest du mit deiner Spucke putzen, geschweige denn!«

In den langen Wochen seines Komas hatte Ajot keinen Besuch erhalten. In seiner Brieftasche fand man außer seinem Führerschein, einem Blutgruppennachweis, einer Busfahrkarte und zwei Zehnmarkscheinen nichts: kein Adreßbuch, keine Zettel mit Telefonnummern. Nicht einmal sein Name war im Telefonbuch eingetragen; ein Janos, Hans-Albert, stellte sich als nicht verwandt heraus. Ajot schien tatsächlich nur aus seinen Initialen zu bestehen. Jetzt gab es immerhin Rosa. Die Schwester fragte, ob er sich mit ihr in Verbindung setzen wolle?

»Rosa telefoniert nicht«, gab Ajot entrüstet zur Antwort. »Rosa spricht zu mir.« Dabei wies er mit der Rechten auf sein Herz.

Um den Raum nicht stillschweigend zu verlassen, aber unsicher, was er zum Thema Rosa gefahrlos beitragen könnte, fragte der Pfleger: »Möchten Sie etwas zum Lesen?«

Ajot bekreuzigte sich: »Haltet mir solche Gaunereien

vom Hals. Gauner, nichts als Gauner!« Mit jeder Wiederholung dehnte er die Silben länger, als wolle er das Wort zum Zerreißen bringen. Pfleger und Schwester verließen Ajots Zimmer ohne weiteren Kommentar, aber mit der festen Absicht, über Frauen und Bücher kein Wort mehr zu verlieren.

Auf dem Nachttisch hatte man das Frühstückstablett abgestellt, ungeachtet der Tatsache, daß Ajot sich wegen der Lähmung und der zahlreichen Schläuche kaum bewegen konnte. Er erreichte nur den Löffel und betrachtete neugierig das in die Länge gezogene, großnasige Gesicht, das er darin sah. Dann hielt er den Löffel quer und kicherte, als er seine Pausbacken begutachtete. Er war sicher, daß Rosa insgeheim so ihr Aussehen überprüft hatte beim gemeinsamen Kaffeetrinken. Jedesmal, wenn sie gegangen war, hatte er den Abdruck ihres rosa Lippenstiftes auf der Kaffeetasse geküßt.

Nach mehreren Tagen konstanter Fortschritte beschloß man, Ajot auf die Rehabilitationsstation zu verlegen. In vier bis sechs Wochen, erklärte ihm ein munterer Oberarzt, werde man versuchen, ihn wieder alltagstüchtig zu machen. »Alltagstüchtig?« wiederholte Ajot angewidert. »Ich habe doch Rosa.« Diese Bemerkung veranlaßte das anwesende Personal zu vermuten, daß Rosa seine Putzfrau oder Köchin sei. Die im Führerschein angegebene Adresse erwies sich als ein fünfstöckiges, nicht besonders schmuckes Wohnhaus mit unzähligen Namensschildchen.

»Lauter Einzeller«, hatte Ajot zu Elisabeth, der Physiotherapeutin, gesagt, die ihn von ihrer Absicht unterrichtete, seine Wohnung aufzusuchen.

Ein gräßlicher Geruch schlug ihr entgegen, als sie die Tür aufschloß, und sie war sich trockener Kehle bewußt, daß Rosa drei Schritte weiter – Ajots Beschreibung zufolge in der Küche – tot liegen müsse. Die Finger zur Faust geschlossen, stieß sie die halb angelehnte Küchentür weit auf. Es schepperte. Durch das schwingvolle Öffnen hatte sie einen metallenen Kübel, der Ajot als Müll-eimer diente, umgeworfen und seinen Inhalt in der Küche verteilt.

Es war nicht die tote Rosa, die stank, sondern es waren die zehn Wochen alten Reste von Ajots letzten Mahlzeiten. Elisabeth hielt sich ein mentholversetztes Taschentuch aus einer irrtümlich erstandenen Packung vor die Nase, froh über diese Zerstreutheit beim letzten Einkauf. Der Pfefferminzgeruch trieb ihr die Tränen in die Augen. Erst als sie vor der Haustür stand, ballte sie es zusammen und warf es aufatmend weg. Sie schaute sich um: Schräg gegenüber gab es eine Reihe von Geschäften. Sie kaufte große Mülltüten, die für Gartenabfälle gedacht waren, Putzlappen und eine Flasche Essigreiniger, die sie sofort öffnete und sich unter die Nase hielt. Unter den betretenen Blicken der Anwesenden schöpfte sie zweimal tief Luft und drehte die Verschußklappe wieder zu. Mit gereinigten Atemwegen machte sie sich auf den Rückweg, hörte noch, wie die zurückbleibenden Kunden etwas von »Schusterleim« und »brasilianischen Straßenkindern« murmelten, und stand wieder vor Ajots schäbiger Eingangstür. Auf der Innenseite der Tür, im

Licht einer zu hellen und zu tief hängenden Deckenlampe, sah sie auf halber Höhe Spuren von Abnutzung: als sei ein Hund an ihr hochgesprungen. Sie beugte sich vor, um durch den Spion zu schauen. Das Treppenhaus krümmte sich schwindelerregend in der häßlichen Fischaugenperspektive, und Elisabeth spürte, wie die von Menthol und Essig vertriebene Übelkeit zurückkehrte. Sie stützte sich ab und sah, daß ihre Hände genau auf der zerkratzten, abgeschabten Fläche des Holzes Stellung bezogen hatten. Vielleicht hatte Ajot so stundenlang gestanden und in den Strudel des Hausflurs hinausgestarrt?

Sie ließ in Küche und Bad Wasser laufen, das anfangs dunkelbraun und stoßweise, wie gegen seinen Willen, aus den Hähnen rann. In der Küche unter dem Waschbecken fand sie eine altertümliche Metallschaufel mit rissigem Emaillebelag; die Borsten des dazugehörigen Handbesens waren so abgenutzt, als hätte Ajot damit halb Ungarn gefegt, dachte Elisabeth. Sie kehrte den Müll zusammen und hielt die Luft an. Rosa konnte nicht Ajots Köchin sein, dazu waren zu viele leere Dosen von Fertiggerichten im Abfall. Aber es gab sie, das stand ebenfalls fest. Elisabeth fand zahlreiche Papiertaschentücher mit Lippenstiftspuren, oft so deutlich, als hätte Rosa ihren Mund daraufgepreßt, um einen dezenten Rotton zu erreichen. Einen weiteren Hinweis auf ihre Existenz fand Elisabeth im Schlafzimmer, das durch seine Kleinheit und karge Möblierung – Bett, Schrank und ein Stuhl, der als Nachttisch diente – mehr den Eindruck einer Zelle erweckte. Auf der Fensterbank standen nämlich die Überreste eines Alpenveilchens, verschrump-

pelt und fast farblos. Ein welches Blütenblatt zeigte jedoch noch schwache Spuren eines einst kräftigen, aber jetzt vor Resignation stark erblaßten Rosas. Als Elisabeth es berührte, zerfiel es vollends und wurde grau. Ajots Bettwäsche trug seine Initialen, sie war so sorgfältig gebügelt, daß die Falten trotz mehrerer Übernachtungen (Elisabeth, mit erwachtem detektivischem Eifer, fand einzelne Haare und auch hier verwischte Spuren roten Lippenstifts) wie scharfe Gebirgskämme Kissen und Decke umsäumten.

Sie setzte sich auf die Bettkante, um einen besseren Überblick zu gewinnen: Wenn Ajot Rollstuhlfahrer bliebe, würde es eng werden in seiner Wohnung. Sie stand auf, um den Türrahmen auszumessen, und stolperte über ein Paar Schuhe. Es waren Damenschuhe, mit ziemlich hohem Absatz, und sehr groß. Mindestens Größe 41, schätzte Elisabeth. Hoffnungslos unmodisch. Im Zimmer würde man Griffe anbringen müssen, so daß Ajot sich aus dem Rollstuhl ins Bett und umgekehrt vom Bett in den Rollstuhl ziehen könnte. Sie bückte sich. Über dem Stuhl, der als Nachttisch diente, hing ein Foto; eine kräftige Mittvierzigerin, die die Schuhe trug, die Elisabeth fast zu Fall gebracht hätten. Ein Kleid, das mit Hilfe eines Gürtels eine Taille erzwang, Hut, Handtasche und Lächeln wie aus dem Versandhaus. Rosa? Wenn ja, dann mußte Rosa Ajots Schwester sein, die Ähnlichkeit war erdrückend. Die gleiche List in den tiefliegenden Augen, die die Nase um so vorspringender erscheinen ließen, geschürzte, scharf gezeichnete Lippen, geschmäcklerisch, zum Maulen bereit, fand Elisabeth. Sie konnte nicht sagen, ob sie Ajot über die berufsbedingte

Teilnahme hinaus mochte. Sie schaute hinter einen zwischen Kleiderschrank und Wand gespannten Vorhang: eine Schublade voll Damenwäsche, rundherum aufgetürmte Bücherstapel, dreisprachig: ungarisch, russisch, deutsch. Viersprachig, korrigierte sich Elisabeth, als sie ein Buch mit dem Titel *Les fleurs du mal* neben voluminösen Büstenhaltern fand. Diese Wäsche trug keine Initialen.

Im Schrank hingen vorwiegend Ajots Anzüge, zwei, drei Frauenkleider, eins davon vielleicht das, das sie auf dem Schwarzweißfoto trug. Geruch nach Mottenkugeln. Durch das Wohnzimmer ging Elisabeth zurück in die Küche. »Hier hätte er die Bücher auf Regalen unterbringen sollen«, dachte sie, als sie die kahlen Wände musterte, deren einzige Dekoration zwei Porzellanteller mit Goldrand waren. Ein schönes, altes Radio mit Holzverkleidung stand auf einem Teewagen, der so zierlich war, daß man sich wundern mußte, wie er einem größeren Gewicht als dem graziöser Teetäßchen standhalten konnte. Auch er ein Problem für den Rollstuhl – Elisabeth nahm ihn in ihr Protokoll der Unzulänglichkeiten auf. In der Küche riß sie – wer weiß, warum – noch siebzig Tage von dem Kalender und las den Spruch auf der Rückseite des letzten: *Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert*. »Sei's drum«, dachte sie und entfernte auch dieses Blatt mit einer entschlossenen Handbewegung.

Das Bad war erstaunlicherweise nicht nur der größte Raum, sondern dazu noch der wohnlichste. Auch hier natürlich rosa, und zwar in Form von flauschigen Vorlegern, Klodeckelpolstern und einem U-förmigen Fuß-

wärmer unterhalb der Toilette. Ein Gummibaum aus Gummi stand neben der Badewanne, alle möglichen Utensilien waren an seinen starken Ästen aufgehängt: eine Massagebürste, Flüssigseife, zwei rauhe Sisalwaschlappen, steif vor Trockenheit. Eine Art Weihnachtsbaum, lachte Elisabeth. Sie öffnete den Spiegelschrank und fand die kleinen Regale vollgestellt mit Kosmetika; Fläschchen und Dosen standen diszipliniert in der Reihenfolge ihrer Größe. Der Anblick erinnerte Elisabeth an Kindergartenausflüge, bei denen sich alle Kinder an einem dicken Seil festhielten und im Gänsemarsch der Erzieherin folgten. Die erste und größte Flasche enthielt ein Enthaarungsmittel. Als sie das Licht einschaltete, um mit dem Ausmessen zu beginnen, verschwammen die Gegenstände in einem warmen Rot und bekamen weiche Umrisse. Ajot hatte das Milchglasehäuse der Deckenlampe rot übermalt, und jetzt entdeckte Elisabeth auch ein kleines Kofferradio, das auf einem plüschigen Schemel am Fuß der Badewanne stand. An der Tür zwei Haken mit Bademänteln, darunter ein poppiger Schriftzug: *Let's party.*

Je mehr Elisabeth über Ajot von den stummen Zeugen in seiner Wohnung erfuhr, desto rätselhafter wurde er ihr. Mechanisch setzte sie ein Fragezeichen hinter die zuletzt aufgeschriebenen Maße der Badezimmertür, bevor sie den Notizblock wieder in ihre Tasche steckte.

Sie kehrte in die Küche zurück und stellte das Küchenfenster schräg. Ihre Nase hatte sich an den Gestank gewöhnt, so sehr, daß sie im Bad trotz aufgestellter Duftfläschchen nichts von der Waldfrische wahrgenommen hatte. Die abgerissenen Kalenderblätter wirbelten im